

Leseprobe



Joachim Reinelt

Wo zwei oder drei ...

Bischof in aufregenden Zeiten

80 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden, farbig gestaltet, mit zahlreichen Farbfotos

ISBN 9783746245621

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 02015

Joachim Reinelt

Wo zwei oder drei ...

Bischof in aufregenden Zeiten
Autobiografische Notizen

benno

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Wo zwei oder drei	8
Die ersten Jahre als Bischof 1988-90	9
<i>Schwierige politische Situation</i>	10
<i>Sorge um Gewaltlosigkeit</i>	13
<i>Bischofswort an alle Gemeinden des Bistums</i>	21
<i>Dankwallfahrt und Aufbruchstimmung</i>	23
<i>Probleme des Übergangs</i>	24
<i>Begegnung mit Helmut Kohl</i>	26
<i>Reformen und Dankbarkeit</i>	27
Kindheit im Krieg	28
<i>Vertreibung aus der Heimat</i>	30
<i>Halt in der Pfarrgemeinde</i>	32
<i>Schwieriger Weg zum Abitur</i>	33
Student, Kaplan, Pfarrer ...	36
<i>Theologiestudium in Erfurt</i>	36
<i>Erste Priesterjahre</i>	39
<i>Spiritualität der Fokolarbewegung</i>	41
<i>Kaplan an der Hofkirche Dresden</i>	42
<i>Freundschaften</i>	44
<i>Pfarrer in Altenburg</i>	47

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell
auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm,
zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-4562-1

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsel (A)

Auf dem Weg zur Einheit	51
<i>Caritas</i>	51
<i>Auf dem Weg zur Einheit</i>	53
<i>Katholische Schulen</i>	56
<i>Neue Möglichkeiten für die Kirche</i>	59
<i>Gelebte Werte des Evangeliums</i>	62
<i>Gelebte Ökumene</i>	65
<i>Erfahrungen mit Politikern und Unternehmern</i>	67
<i>Päpste, Hirten, Ordensleute</i>	68
<i>Nur wer Liebe schenkt, wird Liebe ernten</i>	74
Bildbeschreibungen	77

Vorwort

In freundschaftlichen Gesprächen wurde ich wiederholt aufgefordert, meine Erfahrungen als Bischof des Bistums Dresden-Meißen niederzuschreiben. Nun versuche ich diesem Anliegen zu entsprechen. Bischöflicher Dienst ist kein Gipfel auf kirchlicher Karriereleiter. Nein, es gilt, Brüder und Schwestern zu stützen und zu tragen. Auch wenn mir das nicht immer gelungen ist, so gilt doch dieser Auftrag kompromisslos. Darum sollen die folgenden Seiten die Darstellung einer Geschichte sein, die ich als Geschenk Gottes verstehe. Das Ringen um das Gute vieler, die mir begegnet sind, will ich darstellen. Wir alle haben eine außergewöhnliche Epoche der Geschichte erlebt. Das hat uns geprägt und zusammengeführt. Dafür sind wir dankbar. Jetzt gilt es, die wieder erreichte Einheit zu vertiefen und keinen davon auszuschließen.

Ihr



Wo zwei oder drei ...

25 Jahre deutsche Einheit – noch immer können wir nur staunen, dass die Grenze: die Berliner Mauer und die innerdeutsche Grenze, ohne Blutvergießen gefallen sind. 40 Jahre haben wir zuvor darum gebetet. Es kam, wie wir es nicht träumen konnten. Viele Menschen haben tapfer darum gerungen, und große Politiker haben ihre Verantwortung wahrgenommen.

Leben in Einheit und Frieden, das ist der besondere Auftrag an die ganze Menschheit. Das ist die noch immer unerfüllte Sehnsucht vieler Völker, die zerrissen sind in Hass und Krieg. Jeder von uns hat Sorge zu tragen, dass sich das Herzensanliegen Jesu Christi verwirkliche, „alle sollen eins sein: wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein.“ (Joh 17,21) Das Johannesevangelium meint selbstverständlich weit mehr als politische Einheit. Es geht zutiefst um schrankenlose Geschwisterlichkeit aller in Tat und Wahrheit, in jedem Haus und in der ganzen Welt. Die Basis dafür ist das In-Christus-sein. Das hat ein Bischof gemeinsam mit der Kirche in dieser Zeit zu verkünden und zu leben, „damit die Liebe Gottes in allen ist und ich, Christus, in ihnen bin.“ (vgl. Joh 17,26)

Die ersten Jahre als Bischof 1988-90

Das Leben in der Kirche kann bisweilen sehr aufregend sein. Völlig überraschend kam für mich kurz vor dem Weihnachtsfest 1987 die Mitteilung von Nuntius Josip Uhač, dem Botschafter des Heiligen Vaters in Deutschland: „Es ist mir eine Ehre und Freude, Ihnen mitteilen zu können, dass der Heilige Vater Papst Johannes Paul II. Sie zum Bischof von Dresden-Meißen ernannt hat.“

Ich hatte den Eindruck, mich verlesen zu haben. Der Text aber blieb hartnäckig. Es folgten schlaflose Nächte. Ablehnen oder zustimmen? Fragen des Gewissens. Wie werden meine Mitbrüder reagieren? Noch wichtiger: Was sagen die Gemeinden zu dieser Ernennung?

Die Probleme mit der sozialistischen Staatsmacht kannte ich als Pfarrer und schließlich als Caritasdirektor zur Genüge. Ich kannte durch meine Arbeit als Kaplan, Pfarrer und Caritasdirektor viele Pfarrgemeinden und besonders meine priesterlichen Mitbrüder. Aber Bischof sein? Offensichtlich waren profilierte Ratgeber, wie der ehemalige Regens des Priesterseminars in Erfurt, Prof. Erich Kleineidam, für meine Kandidatur. Schließlich wurde mir klar, dass einer den Kopf hinhalten musste und das Entscheidende sowieso Gott, der seine Kirche liebt, zu bewirken hatte. Ich nahm die Ernennung an.

Beim aufregenden Neuanfang, meiner Bischofsweihe am 20. Februar 1988, kam die Ermutigung durch die vielen Gläubigen aus dem Bistum. Ich erlebte die Zustimmung der Diasporakatholiken. Die anwesenden Bischöfe versicherten mir ihre Brüderlichkeit und Solidarität. Die meisten Priester brachten ihre Unterstützung zum Ausdruck.

Nur mit der DDR-Regierungsdelegation begannen schon am ersten Tag die Probleme.

Die Anwesenheit der Botschafter Italiens, Spaniens, der USA, Frankreichs und Brasiliens gab wohl nach der Sicht der Parteilührung unserer Kirche zu viel Gewicht. Ich habe diese Botschafter trotzdem nach dem Gottesdienst zuerst empfangen. Auch die Stasi hatte nach der Messe ein Problem. Auf dem Schlossplatz versammelte sich das Volk, um zu gratulieren. Einige Männer hatten ein Transparent dabei. Sofort stürmten die Herren in Zivil dahin. Was aber sahen sie auf dem Transparent? Altenburg grüßt den neuen Bischof! Schnell zog sich die Staatsmacht zurück. Bei der anschließenden Feier im damaligen Kurhaus Bühlau wurden die DDR-Politiker von uns nicht eingeladen. Deshalb musste ich mir zuvor im Ordinariat eine uninteressante Rede vom Staatssekretär für Kirchenfragen Klaus Gysi anhören. Dann kam endlich die Feier in geschwisterlicher Atmosphäre, bei der mein ehemaliger Regens und Philosophieprofessor Kleineidam ermutigende Worte sprach, die Ökumene freundschaftliche Zeichen setzte und meine ehemalige Gemeinde Altenburg eigens für dieses Fest komponierte Gesänge darbot. Eine wunderbare Atmosphäre an diesem Tag, die auch die Bischöfe spürbar genossen haben, erleichterte mir den Anfang ungemain.

Schwierige politische Situation

Sehr bald aber kamen die politischen Sorgen ins Haus. Menschen, die das Dasein in der DDR satt hatten, baten um unsere Unterstützung ihrer Ausreiseanträge. Sie hatten wohl unsere Einflussmöglichkeiten überschätzt. Wir gerieten in ein sensibles Spannungsfeld. Einerseits hatten wir gerade zum Bleiben aufge-

rufen, weil wir die Widerständigen ja unbedingt brauchten, andererseits hatten wir natürlich großes Verständnis für die, die sich nach Freiheit und Zukunft ausstreckten. Wenn Familien auseinandergerissen wurden, weil Ausreisewillige nach Inhaftierung in den Westen abgeschoben wurden, deren Kinder aber noch immer in sozialistischen Fängen gehalten wurden, mussten wir mit fiesen Typen des Ministeriums für Staatssicherheit verhandeln lassen. Diese schwierigen Kontakte mit den härtesten Vertretern des kommunistischen Machtapparates wurden von einigen nach der Wende seltsamerweise kritisiert, weil sie sich wohl in die Nöte der Betroffenen nicht hineindenken konnten. Kirche muss jedoch auf der Seite der Bedrängten im Einsatz sein, auch wenn Besserwisser das anders sehen.

Bald wurde mir auch klar, dass es eine sehr lästige Verpflichtung gegenüber den Bezirksregierungen gibt: die Antrittsbesuche. Ungünstigerweise gehörten vier Bezirke zu unserem Bistum: Dresden, Leipzig, Karl-Marx-Stadt und Gera. Jedes Mal die gleiche Zeremonie.

Eine nichtssagende Rede über die „unbeschreiblichen“ Erfolge der sozialistischen Werktätigen und Bauern und die Bedeutung des sozialistischen Lagers für den Weltfrieden. Man hatte den Eindruck, dass der jeweilige Vorsitzende froh war, mit einer Tasse Kaffee das Treffen beenden zu können. In der Zeitung stand tags darauf regelmäßig die „erstaunliche“ Bemerkung, dass Bischof Reinelt auch für den Frieden sei. Meine kritischen Bemerkungen wurden in der Öffentlichkeit verschwiegen und wahrscheinlich auch in den internen Berichten, weil man ja eine konstruktive Arbeit der sozialistischen Amtsinhaber vorweisen musste. Mit der SED habe ich keine Gespräche führen müssen. Das war unter uns Bischöfen so vereinbart. Der Dresdner Chef der SED Hans Modrow hat mich drei Mal dazu eingeladen. Ich habe immer ab-

gelehnt, obwohl ich wusste, dass er nicht zu den Hardlinern im Machtapparat gehörte. Erst nach den heißen Oktobertagen 1989 habe ich ein Gespräch mit ihm akzeptiert, um seine Bedenken gegen die Montagsdemonstrationen zu zerstreuen. Als ich ihn bei dieser Gelegenheit fragte, was denn nun aus der Stasi würde, hatte ich den Eindruck, den taktischen Nerv getroffen zu haben. Es gab nur eine ausweichende Antwort.

Zu einer Eskalation mit dem Staatssekretariat für Kirchenfragen kam es im Sommer 1989.

Man zitierte mich in ein Haus der Partei in Karl-Marx-Stadt, um eine „gravierende Angelegenheit“ zu klären. In dieser Stadt gab es nach komplizierten Verhandlungen meines Vorgängers mit der Staatsmacht drei Schwestern der Mutter Teresa. Die hatten offensichtlich die Sympathie von 6 jungen Katholikinnen gefunden, die nun probeweise in der Gemeinschaft der Ordensschwestern lebten. Das schien für den stellvertretenden Staatssekretär staatsgefährdend zu sein. Er verlangte von mir, diese 6 jungen Frauen aus dem Haus der Schwestern zu entfernen. Ich habe das abgelehnt und ihn gewarnt, etwas gegen Schwestern der Mutter Teresa zu unternehmen, die ja den Friedensnobelpreis bekommen hatte. Das würde doch der DDR international schaden. Da schrie er: „So schwach ist die DDR noch nicht!“ Bald darauf gab es diesen Staat nicht mehr.

Erich Honecker erklärte, dass die Mauer auch in hundert Jahren noch stünde. Die meisten DDR-Bewohner glaubten ihm das. Selbst als die unentwegte Ausreisewelle lief, konnte sich kaum jemand vorstellen, dass in Kürze alles anders ausgehen sollte.

Sorge um Gewaltlosigkeit

Der 4. Oktober war für mich der erste Tag der neuen Herausforderung. Nachdem Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher nach Verhandlungen mit den Außenministern der Sowjetunion, Eduard Schewardnadse, der DDR, Oskar Fischer, und der ČSSR, Jaromír Johanes, den inzwischen Tausenden Menschen, die aus der DDR in die Prager Botschaft der Bundesrepublik geflüchtet waren, am 30. September die Genehmigung ihrer Ausreise in die Bundesrepublik verkündet hatte, fuhren mehrere Sonderzüge von Prag aus durch die DDR in den Westen. Wir hörten, dass auf dem Dresdner Hauptbahnhof junge Leute auf die Züge aufspringen wollten, in denen die Botschaftsflüchtlinge von Prag in die Bundesrepublik transportiert werden sollten. Ich bin sofort mit meinem Sekretär zum Hauptbahnhof gefahren. Von Volkspolizisten wurde sofort mein Autokennzeichen demonstrativ registriert. Im Bahnhof herrschte Hochspannung.

Eine große Gruppe junger Leute hatte sich mit leer getrunkenen Bierflaschen bewaffnet, um sich damit den Weg zum gesperrten Bahnsteig zu erkämpfen. Sofort habe ich versucht die Verantwortlichen des Bezirkes Dresden vom Ordinariat aus telefonisch zu erreichen, um eine friedliche Lösung der schwierigen Lage zu ermöglichen. Die Genossen saßen jedoch in einer Krisensitzung. Man tröstete mich, meine Anliegen weiter zu vermitteln. Ich fuhr zum Hauptbahnhof zurück.

Dort habe ich die jungen Menschen auf die große Gefahr für ihr Leben hingewiesen, wenn sie versuchen, auf den fahrenden Zug aufzuspringen. Sie äußerten mir sofort ihre Skepsis trotz meiner geistlichen Kleidung. Für sie war sogleich die Frage, ob ich ein verkappter Mann der Stasi sei. Nur mühsam konnte ich ihre Bedenken zerstreuen. Schließlich bekannten sie ihr Motiv für das

Student, Kaplan, Pfarrer ...

Theologiestudium in Erfurt

Eine weitere kritische Situation kurz vor dem Abitur brachte die Werbeaktion für die Offiziersausbildung bei der Volksarmee. Jeder Schüler musste einzeln vor sieben Offizieren der verschiedensten Waffengattungen antreten. Ein Offizier erklärte mir den Vorteil der Ausbildung bei der Armee. In unseren Offiziersschulen werden Sie auf ihr künftiges Fach bereits ausgezeichnet vorbereitet! Ich erwiderte: Das gilt sicher nicht für mein Studienfach.

Er fragte: Was wollen Sie studieren? Ich: Theologie. Offiziere und Lehrer erstarrten. Ich konnte gehen, während nach mir andere intensiv bearbeitet wurden.

Sofort nach dem Abitur bewarb ich mich bei Generalvikar Hötzel in Bautzen für das Theologiestudium, um Priester werden zu können. Dr. Hötzel fragte mich, ob ich schon mal mit dem Bischof gesprochen hätte. Ich erschrak, denn ich war mit dem Fahrrad in kurzen Hosen, wie damals üblich, nach Bautzen gefahren und wollte in dieser Kleidung eigentlich nicht vor den Bischof treten. Aber der Generalvikar führte mich kurzer Hand in sein Zimmer, und so kam es zu einem ersten Kontakt mit einem sympathischen Bischof.

Bischof Heinrich Wienken nahm mich zum Theologiestudium an. Nach einem einjährigen Sprachenstudium in Griechisch und Latein in Halle konnte ich mit dem Theologiestudium in Erfurt beginnen. Dort erlebte ich eine Atmosphäre innerer Freiheit, die ich in der sozialistischen Schule nie kennen gelernt hatte. Wir hatten fantastische Professoren, die teilweise, wie der Neutestamentler Heinz Schürmann, für uns in der DDR auf ihre westdeutsche Hei-

mat verzichtet hatten, um uns im Osten eine vorzügliche Ausbildung zu gewährleisten. Fast alle Fächer waren mit kompetenten Fachkräften besetzt. Die Seminarordnung war streng, aber die fröhliche Gemeinschaft der Studierenden hat alle Enge aufgelöst. Wir haben viel gelacht, gefeiert und gesungen, aber es musste selbstverständlich auch hart gearbeitet werden, um Prüfungen zu bestehen und Abschlüsse zu erreichen.

Mich hat besonders das Studium des Neuen und Alten Testaments und die Religionspädagogik interessiert.

Immer wieder versuchte die Stasi ihre Leute in das Priesterseminar zu schleusen. Bei einem Einkauf in der Stadt erlebte ich auf dem Erfurter Anger, dass mich Agenten mit Gewalt in ein Haus zerren wollten. Instinktiv war mir klar, welche Leute das sind. Ich habe so gewaltig um mich geschlagen, dass diese Typen mich losgelassen haben, weil mehrere Fußgänger die Aktion beobachten konnten. Wieder habe ich Glück gehabt.

Wir Theologiestudenten verbrachten auch die Ferien meist gemeinsam. Bis 1957 erlaubte uns der Staat noch die Reisen nach Westdeutschland. In jedem Sommer durchkreuzten wir per Fahrrad den Westen. Wir waren gierig, unser Vaterland kennen zu lernen. Besonders die romanischen und gotischen Dome sowie die gastfreundlichen Klöster wie Beuron und Maria Laach hatten es uns angetan. Die wunderschönen Landschaften vom Norden bis zum Süden haben uns fasziniert. Ohne Westgeld konnten wir uns durchschlagen bis in die Alpen. Ohne DDR-Erlaubnis trampften wir sogar nach Italien. Trient, Florenz, Assisi, Rom, Neapel, Vesuv – nichts wurde ausgelassen. Wir erlebten unsere erste Papstaudienz mit Pius XII. Wir entdeckten die Kunstschatze von Florenz und Rom. Wir waren beeindruckt von der Gastfreundschaft der Italiener. Und als wir in Garmisch wieder deutsches Land betraten, haben wir den letzten Tag genutzt, um schnell noch auf die

Alpsspitze zu klettern. Wir stiegen auf Sandaletten hinauf, denn Bergschuhe konnten wir uns nicht leisten. Die unerlaubte Italienfahrt mit einem bundesdeutschen Pass, natürlich ohne DDR-Genehmigung, brachte mir eine weitere Stasi-Akte ein, die ich 1991 einsehen konnte. Wer hatte mich angeschwärzt?

Als wir ab 1958 nicht mehr in den Westen reisen durften, entdeckten wir die Märkische Schweiz und das Zittauer Gebirge. Armselige Unterkünfte machten uns nichts aus. Freundschaft verklärt alles. In einer Pfarrei interessierte mich ein katholischer Posaunenchor. Ich durfte eine Trompete probieren und war sofort von dem Instrument begeistert. Aber ich hatte kein Geld, um an eine Trompete zu kommen. Da half Pfarrer Assmann. Er empfahl mir und meinem Mitstudenten Kurt Metzner, der sich um eine Posaune bemüht hatte, nach Westberlin zu einem SPD-Büro zu fahren. Dort gäbe es ein Tagesgeld in West, das man in der Wechselstube in Ostgeld umtauschen könne. Damit könne man die Instrumente erwerben. Wir fuhren mit dem Fahrrad zu diesem Büro, tauschten in der Wechselstube das kostbare Westgeld in Ost und fuhren aus dem Urlaub glücklich mit Trompete und Posaune nach Hause. Später hat jeder von uns einen Posaunenchor gegründet, der nach 50 Jahren in Freiberg immer noch existiert.

Die letzte Etappe der Ausbildung war dann schließlich in Neuzelle an der Oder in einem Nebengebäude des alten Zisterzienserklosters. Das Hauptgebäude war von einer sozialistisch-pädagogischen Hochschule besetzt. Kontakte mit diesen Pädagogikstudenten waren von deren Leitung unerwünscht. Trotzdem kam es einmal zu einem Volleyballwettkampf mit uns. Die Theologen gewannen. Die Pädagogen durften nie wieder mit uns Volleyball spielen. Man befürchtete Infektion mit theologischem Gedankengut.

Neuzelle war für uns eine spannende Zeit, weil nun die endgültige Bindung an den Sendungsauftrag der Kirche mit den heiligen Versprechen der Diakonatsweihe anstand. Jetzt galt es, sich für eine lebenslange Treue zum Dienst vor Gott und den Menschen zu bekennen. Ein letztes Zittern: darfst du es wagen? Ist deine Berufung echt? Hast du genügend Kraft durchzuhalten? Bischof Spülbeck selbst hatte mir in einem ganz persönlichen Gespräch Mut gemacht. Bis heute bin ich ihm dafür dankbar. Er hat mir am Festtag Peter und Paul 1961 im Bautzener Dom die Priesterweihe gespendet. Zu viert haben wir an diesem Tag unseren Dienst für die Kirche begonnen und sind alle treu geblieben. Das ist zuallererst nicht unser Verdienst, sondern Gnadengeschenk. Es begann ein erfüllendes Leben.

Erste Priesterjahre

Ein erster Vertretungsdienst in Gera verknüpfte sich mit einer traurigen Erfahrung. Die Berliner Mauer wurde gebaut. Die Grenzen nach dem Westen wurden dicht gemacht. Der Pfarrer von Gera, ein harter Westfale, konnte seine Tränen nicht verbergen. Er wusste, jetzt kann ich meine eigene Heimat nicht mehr sehen. Ich habe mit ihm gelitten. Bald danach rief mich jedoch der Bischof nach Freiberg, weil ein Priester von seiner Westreise nach dem Mauerbau nicht mehr zurückkehrte. Ich erlebte so in der Freiburger Gemeinde meine ersten glücklichen Jahre als Kaplan. Ein wunderbarer, humorvoller Pfarrer, der aus Schwaben stammte, ein sehr intelligenter Mitkaplan, der aus Westfalen kam, und eine Gemeinde, die auf unzählige Dörfer verstreut war und in der Stadt Freiberg ein vitales Gemeinschaftsleben entfaltetete. Das Arbeitspensum war immens. Die fantastischen Gemeindemit-

glieder aber machten alles ganz leicht. Die Zahl der Kinder und Jugendlichen war beträchtlich. An jedem Nachmittag war Religionsunterricht zu halten, sehr oft nach 60 km Autofahrt mit dem Trabi auf ganz schlechten Straßen, um die Kinder aus den Dörfern zu versammeln. Der Unterricht war oft in den bescheidenen Wohnungen der ehemals Heimatvertriebenen, die die Kinder und den Kaplan aber gern aufnahmen. Die Jugend war für Diasporaverhältnisse zahlenmäßig sehr stark und wir feierten Feste, die bisweilen von der Staatsmacht bedrohlich als illegal bezeichnet wurden. Die SED wollte natürlich nicht, dass die Kirche die Sympathie der Jugend fand.

Die Gastfreundschaft der evangelischen Pfarreien auf den Dörfern war großartig, aber die Kirchen waren im Winter eiskalt. Trotzdem kamen alle zu den Eucharistiefiern, denn sie brauchten Stärkung für einen manchmal harten Alltag. Diese bewundernswerte Treue der einfachen Leute gab Kraft für den Dienst und erfüllte mit Freude. Der Pfarrer hielt oft riskante politische Predigten und musste deshalb hinnehmen, dass bei seinen Predigten Spitzel erkennbar lauschten. Die Gemeinde wurde dadurch nicht unsicher, sondern hatte ein Vergnügen daran, dass der Pfarrer den politischen Ton durch Anwesenheit der Spione eher noch verschärfte. Als nach der stalinistischen Epoche in Freiberg die Stalinfigur entfernt wurde, ging der Pfarrer an den Ort der ehemaligen götzenhaften Verehrung und fragte die Leute in seinem echten Schwäbisch, wo sie denn das hässliche Männlein hingestellt hätten. Das war nachher Stadtgespräch.

Viele Freundschaften entstanden in jenen ersten drei Priesterschaften, die auch heute noch nach mehr als 50 Jahren fortbestehen. Schon in dieser kurzen Zeit habe ich begriffen, dass man als Priester nie allein ist, sondern eher bisweilen zu wenig Zeit für sich selbst hat.

Spiritualität der Fokolarbewegung

Als Diakon hatte ich von einer neuen Bewegung in unserer Kirche gehört, der Fokolarbewegung. Viele im Pastorseminar Neuzelle waren von ihr begeistert. Eine Gruppe junger Frauen um Chiara Lubich hatten während der Bombenangriffe auf Trient die Kraft des Wortes Gottes neu entdeckt. Daraus erwuchs ein inneres Feuer, das wir in unseren Verhältnissen ganz dringend brauchten. Der Wert und die Würde jedes einzelnen Menschen, die tragende Kraft der Gemeinschaft und die Fähigkeit, die Kreuze unserer Epoche zu tragen, faszinierten mich nicht nur als Gesprächsthemen, sondern als erlebbare Realität mitten in der Gemeinde, ja mitten in der Gesellschaft. Zum Glück waren nach dem Mauerbau einige Ärzte aus Italien und Deutschland nach Leipzig gekommen, die zur Gemeinschaft der Fokolare gehörten. Nach einigen Monaten der Vorsicht vor der Stasi konnten wir diese Leute in ihren Leipziger Wohnungen besuchen. Wir entdeckten bei diesen Laien eine neue Kirche. Einige Marksteine dieser Bewegung konnte ich in meinen Katechesen weiter vermitteln. Ich bemerkte, wie sich manches Verstaubte von unserem Christsein löste. Auch die Kontakte mit Nichtchristen oder Gegnern des Glaubens entkrampften sich. Ich begann zusammen mit Schülern das Positive bei den Menschen zu entdecken. Es kam zu wunderschönen Erfahrungen. Wir entdeckten gemeinsam die Spuren der Liebe Gottes in unserem Alltag.

Eines Tages musste ich in Freiberg zur Wehrdienstfassung. Seit langer Zeit erlebte ich nun wieder unmittelbar die Bedrängnis der Staatsgewalt. Die ausführenden Volkspolizisten waren aber plötzlich sehr interessiert, als sie bemerkten, dass ich Kaplan bin. Mit so einem hatten sie noch nie zu tun gehabt. Aus der bürokratischen Erfassung wurde auf einmal ein reines Seelsorgsgespräch.

Medien mitgetragen wurden, darf keine Chance mehr haben. Diktaturen jeder Art müssen verhindert werden. Auch darin sollten sich alle einig sein.

Auf dem Weg zur Einheit

Caritas

Bisweilen wird heute der Eindruck erweckt, dass die soziale Unterstützung der Bevölkerung im SED-Staat vorbildlich war. Als ich 1986 Diözesancaritasdirektor wurde, hatte ich intensiveren Einblick in die Mängel der Kranken-, Behinderten- und Altenbetreuung. Ich erinnere mich an eine hervorragende Neurochirurgin, die es nicht mehr ertragen konnte, dass sie trotz ihrer Fähigkeiten Schwerverletzten nicht ihre Gesundheit zurückgeben konnte, weil ihr die Einfuhr lebensrettender Instrumente aus Westdeutschland wegen angeblichem Devisenmangel nicht gewährt wurde. Sie stellte Ausreiseantrag und wurde sofort von der akademischen Klinik entlassen.

Wenn aber ein Parteigenosse in eine gesundheitliche Krise geriet, wurden wir immer wieder um einen Platz in einem katholischen Krankenhaus gebeten, weil die medizinisch-fachliche Ausstattung bekannter Weise durch die Unterstützung westdeutscher Diözesen bedeutend besser war. Da nahm man dann eben auch das Abendgebet der Ordensschwester im Lautsprecher des Zimmers in Kauf. Vielleicht hat auch die besondere Atmosphäre die gestresste Psyche bisweilen beruhigt. Wer weiß?

Caritas wurde zwar von den staatlich zuständigen Stellen geschätzt, weil sie selbst unter dem dauerhaften Mangel zu leiden hatten. Aber Caritas wurde oft dann blockiert, wenn es um Baukapazitäten und entsprechende Genehmigungen ging. Wie oft waren unsere Bemühungen um bessere Unterbringung von Behinderten ins Leere gelaufen. Allerdings war durch selbstlose Eigenleistung unserer Teams die Situation oft entschieden besser als

in den meisten staatlichen Pflege- und Betreuungseinrichtungen. Caritas und Diakonie haben in der DDR-Epoche Hervorragendes mit relativ geringen Mitarbeiterzahlen geleistet. Was mich aber bei unserer Caritas am meisten angezogen hat, war der familiäre Charakter bei der Zentrale und in den Einrichtungen. Kirchliche Wärme war zu spüren. Der Begriff Job war damals bei uns unbekannt. Man verdiente nicht viel. Antrieb für die Arbeit war die Freude, anderen zu helfen. Schließlich galt für uns das Wort Jesu: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, habt ihr mir getan.“ Wo das wörtlich genommen wurde, verstanden sich Leidende angenommen und geborgen.

Caritas konnte sich nach der deutschen Wiedervereinigung ganz neu auf den Weg begeben. Alle Türen standen offen, um die Bereitschaft und Fähigkeiten, füreinander da zu sein, auszuschöpfen. Wir konnten viele neue Kindergärten, Pflegeheime, Sozialstationen und Beratungsstellen errichten. Die Krankenhäuser wurden erweitert und auf den neuesten Stand gebracht. Bisweilen erkannte ich bei meinen bischöflichen Visitationen die Einrichtungen kaum wieder. Als ich im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz Vorsitzender der Caritaskommission wurde, erlebte ich vielerorts in den Westbistümern eine Fachkompetenz der Caritas und anderer Sozialverbände, dass ich schon ein wenig stolz war auf diesen Bereich unserer Kirche. Die Schwachpunkte, die es überall gibt, wo Menschen tätig sind, fand ich oft weniger gewichtig gegenüber dem enormen Einsatz einer halben Million Hauptamtlicher und einer halben Million Ehrenamtlicher zum Wohle der deutschen Gesellschaft. Ein gutes Zeichen in Deutschland ist auch der gegenseitige Respekt und die Zusammenarbeit der Sozialverbände bei aller berechtigten Konkurrenz. Es schmerzt, dass die Öffentlichkeit derart positive Signale wenig beachtet, aber Mängel Einzelner verallgemeinert. Es ist auch hoch

zu würdigen, dass Caritas und viele sozial Engagierte in unserem Land und international den Armen hilft und für sie ihre starke Stimme erhebt.

Als Begleiter von Caritas International konnte ich nach einem dramatischen Erdbeben in der Türkei die Dankbarkeit der muslimischen Bevölkerung für die Hilfe der Christen erleben.

Caritas hatte ein zerstörtes Dorf wieder aufgebaut. Niemand von uns hat gegenüber Menschen einer anderen Religion weniger Hilfsbereitschaft gezeigt, obwohl in der Türkei unsere orthodoxen Geschwister durch die muslimisch bestimmte Regierung sehr benachteiligt werden. Wir müssen Brücken von beiden Seiten zueinander bauen und Zeichen der Liebe unbegrenzt setzen. Wer die lachenden muslimischen Kinder in dem neuen Dorf gesehen hat, kann sich vorstellen, wie der eine Gott mit gelacht hat.

Hier ist der Platz, ein Loblied auf die deutsche Bevölkerung anzustimmen. Die großen Hilfsaktionen in aller Welt wären ohne die enorme Spendenbereitschaft der Vielen nicht möglich. Auch die jeweils Regierenden geben einen beträchtlichen Teil unserer Steuermittel für die Nöte in der Welt weiter. Geizig sind die meisten Deutschen wahrlich nicht. Neugierig wäre ich zu wissen, wie viele Millionen die Millionäre spenden. „Was du nicht brauchst, das gehört dir nicht!“ Noch hast du ein wenig Zeit, dazuzulernen. Dem Urteil Gottes entgeht keiner.

Auf dem Weg zur Einheit

Als die 2. Hälfte des Jahres 1989 wie eine erste Lebenserfahrung politischer Freiheit auf uns zukam, veränderte sich das Arbeitsprogramm für mich als Bischof in vielen Bereichen. Endlich konnten wir nach außen gehen. Die durch vormundschaftliche